

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 223. Bromberg, den 1. Oktober 1929.

# Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.



(2. Fortsetzung.) 

3. Kapitel.

„Vielleicht kehrst du einmal hierher zurück“, antwortete er.

Sie sagte nichts. Er trat näher zu ihr, so nah, daß sie zurückschrak und sich abwandte.

„Ich muß nun gehen“, sagte sie hastig.

„Bleib, Sisily,“ bat er, „es mag die letzte Gelegenheit sein, das letztemal, daß wir allein beisammen sind.“

Sie zögerte, verlangsamte ihren Schritt und blieb dann stehen. Da er immer noch schwieg, fragte sie leise: „Was hast du mir zu sagen?“

„Tut es dir leid, Cornwall zu verlassen?“ begann er stockend.

Sie hatte eine leicht-gleichgültige Gebärde. „Ja, aber es tut weiter nichts. Mutter ist tot, und Vater liegt nichts an mir.“ Sie errötete tief und setzte rasch hinzu: „Ich werde niemand fehlen. Ich bin so allein.“

„Du bist nicht allein!“ rief er beschwörend. „Ich liebe dich, Sisily. Das wollte ich dir sagen. Deswegen kam ich hierher.“

Er sah, wie in ihre schwarzen Augen flüchtig ein Leuchten trat, das gleich wieder verschwand.

„Meinst du wirklich, was du sagst?“ gab sie ein wenig unsicher zurück.

„Ja, Sisily, ich liebe dich, seitdem ich dich kenne.“

„Oh, warum sagst du es mir jetzt?“ rief sie. „Du meinst, ich sei einsam, und du bedauerst mich. Ich muß nun aber fort. Tante erwartet mich.“

Er sperrte mit seiner Gestalt den schmalen Weg.

„Du mußt erst hören, was ich dir zu sagen habe. Wenn wir uns jetzt trennen, sehen wir uns vermutlich lange nicht. Ich beabsichtige, England zu verlassen.“

Sie sah auf, als er dies sagte. Er aber verstand diesen Blick nicht.

„Du verläßt England?“ Einem feinen Ohr wäre der seltsame Ton nicht entgangen, der in ihrer weichen Stimme schwang. „Oh, aber du kannst nicht — du trägst Verantwortungen —“

„Denkst du an den Adelstitel und an das Geld deines Vaters?“ fragte er neugierig. „Was weißt du darüber, Sisily?“

„Seitdem ich denken kann, hörte ich von nichts anderem als von jenem Titel“, gab sie zur Antwort.

„Ich weiß erst seit heute nachmittag, daß man mich herbeirief, dich zu bestehlen“, sagte er düster.

„Ich freue mich für dich, daß du es haben wirst, — das Geld“, antwortete sie schlicht.

Er lächelte bitter, fast gehässig.

„Ich würde weder Geld noch Titel nehmen, falls es dazu käme. Beides ist dein. Ich will es ihnen zeigen. Ihnen beweisen, daß sie mit mir nicht tun können, was ihnen beliebt.“ Düster drohend, fast wild klang seine Stimme. „Hätte ich nur gewußt, hätte ich geahnt, daß dein Vater —“

Er brach ab und sah verstohlen nach ihr, als fürchte er, zuviel gesagt zu haben.

„Nimm es dir nicht zu Herzen,“ bat sie schüchtern, „mir sind sie gleichgültig — der Titel und das Geld. Sie machten meiner Mutter das Leben zur Pein. Ihretwegen ist mein Vater immer grausam gegen sie gewesen. Grausamkeit liegt in seinem Wesen, glaube ich. Sein Herz ist aus Stein wie die Felsen hier. Ich hasse ihn!“ Die letzten Worte waren der plötzliche Ausbruch einer Leidenschaft, die ihn erschreckte.

„Was für Unsinn ist dies alles“, rief er in geändertem Ton. „All das Geschwätz eines Titels wegen, der möglicherweise nicht auferstebt. Lassen wir ihn ihnen und das Geld dazu. Sisily, ich liebe dich, liebe dich mehr als die Adelstitel und das Geld der ganzen Welt. Zwar bin ich deiner nicht wert, doch will ich trachten, es zu werden. Laß uns gemeinsam ins Leben gehen, laß es uns neu beginnen!“

„Ich kann nicht.“ Sie stand vor ihm mit niedergeschlagenem Blick. Dann hob sie die Augen zu ihm auf.

Hätte er so tief in Frauenherzen blicken können, als er von sich vermeinte, er würde in diesen Augen mehr gelesen haben als nur den Klang ihrer Worte.

„Du wirst es bedauern“, sagte er in plötzlich erwachter männlicher Roheit. „Es sind Gründe da, Gründe, die ich dir nicht erklären kann —“

„Selbst wenn es Gründe gibt, kann ich nicht tun, worum du mich bittest.“ Ihr Antlitz war noch weggewandt, die Stimme aber klang fest.

„Du gehst also gern zu Tante nach London?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

„Willst du bei deinem Vater bleiben?“

„Nein!“ Seltsame Bestimmtheit sprach aus dem kurzen Wort.

„Dann komm mit mir, Sisily. Ich liebe dich mehr als alles auf der Welt. Wir haben niemand Rechenschaft zu geben.“

„Du hast die Verpflichtung gegen deinen Vater.“

„Lassen wir ihn aus dem Spiel“, sagte der junge Mann hastig. „Er ist so selbstsüchtig und herzlos wie sein Bruder. Ich sage dir nochmals, ich will weder den Adelstitel noch deines Vaters Geld. Ich will meinen Weg gehen und dich zur Seite haben. Ich habe Freunde in London, die glücklich sein werden, dich bei sich aufzunehmen, bis wir heiraten können. Du gehst heute abend fort von daheim und hast freie Wahl. Willst du kommen?“

„Gewiß,“ fuhr er in verändertem Tone fort, da sie noch immer schwieg, „es mag sein, daß ich mißverstand. Ich dachte, du hättest mich liebgewonnen. Doch du magst mich nicht — — —“

„Sprich nicht so,“ rief sie und wandte ihm ein tief gequältes Gesicht zu, „das ist es nicht, — das darfst du nicht denken. Du warst immer lieb und gut zu mir, und ich, —

Ich will dich nie vergessen. Ich aber, — ich bin mir verächtlich."

„Auch ich bin mir verächtlich seit heute nachmittag", gab er zurück.

„Komm, Sisily —"

„Nein, es ist unmöglich. Horch, was war das?" Das Mädchen hob plötzlich den Kopf. Über ihnen, aus der Richtung des Hauses, klang der Ruf einer Stimme.

„Das ist Tante", sagte sie. „Ich muß nun gehen. Lebe wohl."

„So ist es ein Abschied?"

„Es muß sein. Doch ich will oft an dich denken."

Er fühlte zwei weiche, brennende Lippen auf seiner herabhängenden Hand und wandte sich rasch, — doch zu spät. Sie lief den felsigen Weg entlang, der nach dem Hause führte.

„Warte, Sisily!" schrie er.

Der traurige Schrei einer Möwe war die einzige Antwort. Unentschlossen blickte er um sich, dann ging er langsam zurück an die Klippen.

## 5. Kapitel.

Im Hotelspeisesaal konnte Frau Pendleton über Blumen hinweg unbemerkt ihre Nichte beobachten. Außerdem war Sisily das ganze Mahl hindurch in ihre eigenen Gedanken versunken. Ihre Ruhe beunruhigte Frau Pendleton. Sie war so unnatürlich, — so gar nicht kindlich. Auf der Fahrt von Flint House nach Penzance hatte sie kein einziges Wort gesprochen, und beim Abendessen saß sie mit stillem, bleichem Gesicht, schwieg beharrlich und aß fast nichts.

Frau Pendleton mutmaßte, daß Sisily sich um ihre Mutter gräme, doch sie konnte einen Kummer nicht verstehen, der sich schweigend kundgab. Sie hätte lieber gesehen, daß die Nichte allen Gram an ihrer Schulter ausgeweint hätte, vernünftigem Trost zugänglich gewesen wäre und dann ein gutes Abendbrot verzehrte. Sisily aber war anders, war seltsam und unnahbar. Es lag etwas fast Abweisendes in ihrer Zurückhaltung, in ihrem finsteren, abwesenden Blick, so daß Frau Pendleton merklich verstört war und Erleichterung fühlte, als das Mädchen um Erlaubnis bat, sich gleich nach beendeter Mahlzeit zurückziehen zu dürfen.

Als sie gegangen war und Frau Pendleton nochmals den verflossenen Nachmittag an sich vorüberziehen ließ, bedauerte sie, daß sie zugesagt hatte, Sisily bei sich aufzunehmen. Sie schmeichelte sich, genügend modern zu sein, um den Makel an des Mädchens Geburt nicht im geringsten anstößig zu finden, doch es gab unangenehme Begleitumstände, darunter nicht zuletzt ihr übereiltes Versprechen, die Kunde ihrer Illegitimität Sisily selbst zu überbringen.

Aber da war noch mehr. Schreckerfüllt, wenn auch verspätet, sah Frau Pendleton den Skandal voraus, der sich ihrer Geburt wegen an Sisily heranwagen würde, falls es Robert gelingen sollte, seinen Adelsanspruch rechtlich zu erhärten. Ein Pair des Reiches mit einer illegitimen, enterbten Tochter! Wie würde die sensationshungrige Presse danach greifen, die gerade nach solchen Themen lüstern war! Solche Bloßstellung war zu schrecklich, um ausgemalt zu werden. Und doch sah Frau Pendleton jetzt schon ihr eigenes behagliches Leben davon berührt, ihre Stellung in ihrem kleinen Kreis erschüttert.

Sie erwies ihrem Bruder die Gerechtigkeit, zu erkennen, daß er gleich ihr völlig übersehen haben mochte, welche Wirkung die Enthüllung seines peinlichen Ehegeheimnisses in der Öffentlichkeit auslösen mußte. Er hatte vergessen, daß sein plötzlicher Eintritt in den Adel ihn zur populären Gestalt machen mußte. Hätte er dies vorausgesehen, er hätte anders für seiner Tochter Zukunft gesorgt. Weniger des Mädchens wegen, als um der Ehre des edlen alten Mannes wegen, auf den er so maßlos stolz war.

Was war nun aber doch zu tun? Robert mußte aufmerksam gemacht werden. Selbstverständlich! Frau Pendletons erste Eingebung war, ihr Versprechen in bezug auf Sisily zurückzunehmen und die Hände von der Sache zu lassen. Dann aber dachte sie an das Geld und schwankte. Robert hatte ihr ein großmütiges Anerbieten gemacht, und das Geld hätte ihr so sehr geholfen! Sie hatte schon Pläne geschmiedet, wie sie den Scheck verwenden wollte, den sie am Nachmittag von ihm erhalten hatte.

Während sie die Lage überdachte, sah sie plötzlich einen Ausweg, einen so einfachen und praktischen, daß sie sich nur wundern mußte, nicht schon früher daran gedacht zu haben.

Frau Pendleton war eine energische Frau, die einen Entschluß stets gleich in die Tat umzusetzen pflegte. Eben hatte sie einen gefaßt. Sie sah über den Tisch, nach dem Mann hin. „Josef!" sagte sie.

Herr Pendleton war hinter den Blättern einer Zeitung verborgen, die eben aus London angekommen war. Er war so kühn, ihren Ruf nicht zu vernehmen.

Doch mit jener Hintansetzung aller Höflichkeit, die die Vertraulichkeit der Ehe in jeder weiblichen Brust züchtet, lehnte seine Gattin sich über den Tisch und riß ihm die Zeitung aus der Hand.

„Höre, Josef," sagte sie, „ich habe mit dir zu sprechen."

Ohne den schützenden Wall der Zeitung verdampften Herrn Pendletons aufrührerische Gedanken sofort unter dem spähenden Blick seiner Frau.

„Ja, mein Liebling", entgegnete er schwach. „Worüber denn?"

„Über Sisily. Merktest du, daß sie den Abend über kein Wort sprach?"

„Vielleicht überwältigte sie der Schmerz, mein Liebling."

„Unsinn! Schmerz raubt keiner Frau die Sprache. Aber sie gehört zu den Stummen. Ich traue keinem Mädchen, das so verschlossen ist."

„Du weißt aber doch, mein Liebling, wie seltsam bisher ihr Leben war. Ihr fehlen die Vorteile der Erziehung, die andere Töchter genießen."

„Robert hat seine Vaterpflicht schändlich vernachlässigt. Ich überlegte nochmals alles, und nun tut es mir fast leid, daß ich versprach, für sie sorgen zu wollen."

„Warum tust du es dann?" fragte er gelassen.

„Ich fürchte den Skandal", spann seine Frau ihren Gedanken fort. „Es gibt eine Menge Geschwätz und Zeitungsklatsch, wenn Robert den Adel verliehen erhält. Er wünscht spätere Streitigkeiten bezüglich der Nachfrage zu vermeiden. Das könnte geschehen, wenn Sisily eine Art Übereinkommen unterschriebe, in welchem sie sich aller Rechte auf den Adelstitel begibt."

„Ich glaube nicht, daß solch ein Dokument gültig wäre, mein Liebling", sagte zweifelnd Herr Pendleton.

„Das schadete nicht im geringsten", meinte seine Frau. „Es wäre lediglich eine Familienabmachung. Sisily könnte von jemand verständigt werden, dem sie vertraut, — nicht von ihrem Vater natürlich — daß ein triftiger Grund besteht, der sie von der Nachfolge ausschließt. Ich glaube nicht, daß sie Schwierigkeiten machen wird. Sie sieht nicht so aus, als läge ihrer Seele Seligkeit in einem Adelstitel und in einem Haufen Geld. Robert müßte dem armen Kind eine hübsche Rente aussetzen, — fürwahr das allerwenigste, was er tun kann. Geht Robert darauf ein, so besteht keine Nötigung mehr, die Wahrheit auszuposaunen, und ich nehme Sisily bei mir auf."

Herr Pendleton sah einiges, was dem Plan seiner Frau entgegen war, doch seit langem schon kannte er die Nichtigkeit ehelichen Widerspruches — von seiten des Mannes zumindest. „Wie hoch müßte nach deinem Dafürhalten Sisilys Rente sein?" fragte er.

„Zweitausend Pfund jährlich. Robert kann das erschwingen."

„Glaubst du, daß dein Bruder Austin es billigen würde?"

„Bestimmt nicht. Austin ist ein maßloser Egoist. Ginge es nach ihm, so erhielte Sisily jetzt, da er die Wahrheit weiß, nicht einen Penny. Doch ich denke nicht daran, mich mit Austin beraten zu wollen. Ich beabsichtige vielmehr, Dr. Ravenshaw zu bitten, mich zu Robert zu begleiten und ihn zu beeinflussen. Er genießt Roberts uneingeschränktes Vertrauen, und er scheint auch sehr auf ihn einwirken zu können. Ich glaube auch, er täte sein möglichstes."

In der geheimen Tiefe seines Herzens schien es Herrn Pendleton anders, doch verschluckte er seine eigentliche Meinung. „Man könnte es versuchen", murmelte er schwach.

„Gut, dann versuchen wir es eben", sprach seine Gattin und erhob sich. „Bestelle das Automobil, das wir heute nachmittag hatten. Ich will mich inzwischen bereitmachen."

(Fortsetzung folgt.)

# Der Preis der Volkstümlichkeit.

**Was es heißt, ein berühmter Komödiant zu sein.**

Von **Harold Lloyd.**

Kein Ansehen zu genießen, ist immer wohlfeil. Und die Volkstümlichkeit bildet keine Ausnahme von dieser Regel. Filmschauspieler, die einen weltbekannten Ruf erworben haben, verlieren gewöhnlich an persönlichen Freiheiten, was sie durch die Gunst des Publikums gewinnen. Auch können sie sich nicht auf ihren Lorbeeren ausruhen. Sie benötigen ihre ganze Zeit und all ihre Kräfte, um ihren repräsentativen Verpflichtungen nachzukommen. Denn die Fähigkeit des Publikums, seine Lieblinge zu vergessen, wird nur von der Starsucht neuer Schauspieler übertroffen. Überdies werden vom volkstümlichen Helden ganz andere Dinge verlangt als von einem Menschen, der sein Ziel noch nicht erreicht hat. Ständig steht sein Ruf auf dem Spiel. Jede neue Aufnahme muß ein bombensicherer Treffer sein.

Ich bin zu der Ansicht gelangt, daß die Wahrung eines Künstlerrufes mit der Tätigkeit eines Bärenführers vergleichbar ist. Gewiß kann dieser Führer die Zügel seines Bären zeitweilig anderen hilfsbereiten Menschenhänden anvertrauen. Wer aber wäre gern bereit, diesen Bären liebevoll aufzuziehen? Das Berühmtsein ist demnach mit offensichtlichen Nachteilen verbunden.

Wenn ein Künstler das Interesse und die Gunst des Publikums errungen hat, kann er diesem nicht einfach erklären: „Sie müssen mich entschuldigen. Ich bin nur jeden zweiten Mittwoch zwischen drei und fünf Uhr für Fremde zu sprechen und zu besichtigen. Den Rest der Zeit aber bin ich Privatmann und muß Sie deshalb bitten, mein Privatleben zu berücksichtigen." Er kann so etwas nicht sagen, falls er sich sein Publikum zu erhalten trachtet. Öffentlichkeit, nicht Zurückgezogenheit ist sein Schicksal, ganz gleich, ob er sie liebt oder nicht.

Es gibt Menschen, welche die Öffentlichkeit besonders lieben und sich in ihr sehr wohl fühlen. Sie gewähren dort auch einen guten Anblick. Glauben Sie mir, es ist keine übergroße Bescheidenheit meinerseits, die mich davon abhält, mich in der Öffentlichkeit zu zeigen, sondern einfach das Bewußtsein, dort keine gute Figur abzugeben.

Ich erinnere mich noch genau eines Vorfalles, als ich von Hollywood nach Newyork zurückfuhr und mich riesig darüber freute, inkognito zu reisen. Unglücklicherweise währte dieser holde Wahn nur kurze Zeit. Der Zugführer hatte mich leider erkannt, seine Weisheit brühwarm allen Fahrgästen verzapft und meine Ankunft bei der nächsten Station schon telegraphisch gemeldet. Na, es ist ja ganz nett, der Liebling des Publikums zu sein; allerdings weniger nett, wenn man plötzlich durch eine Musikkapelle aus den süßesten Träumen gerissen wird. Der Zug hält. Schnöder Verdacht steigt in mir hoch, daß jetzt etwas passiert. Das Bewußtsein, unrasiert und ohne Kragen zu sein, ist auch nicht gerade angenehm. Rap! Rap! Rap! klopft es schon an meine Abteiltür. Da kann man halt nichts gegen machen. Also raus! Unrasiert und recht verlegen grinse ich die versammelte Einwohnerschaft von Mobile an. Die Leute von Mobile grinsen wieder. So ganz privatim denke ich jedoch, daß mich die anderen in meinem jetzigen Aufzug wohl kaum für den echten Harold Lloyd, vielmehr für einen ausgekochten Schwindler halten.

In den Restaurants und Straßen von Mobile gelingt es mir, dank dem Umstand, daß ich zufällig meine Hornbrille nicht trage, der allgemeinen Aufmerksamkeit zu entgehen. Ich bin jetzt nicht der Harold Lloyd des Films. Bis einige Gassenjungen sich beharrlich an meine Fersen heften. Sie vermehren sich an jeder Straßenecke, und das ist dann, wie jeder einigermaßen geschulte Psychologe weiß, der Auftakt zur Parade. Dabei hege ich gar nicht den Ehrgeiz, eine Art von Parademarschall zu werden . . .

Ein anderes Mal mußte ich eine ganze Skala von Vorsichtsmaßregeln anwenden, um mich den Augen der Straßenjugend zu entziehen. Meine Gesellschaft versuchte mich für eins meiner Lustspiele zwischen der Kreuzung Broadway=42. Straße zu filmen. Alle Vorbereitungen waren getroffen, „um die Szene zu stehlen", wie wir so sagen. Die Kamera hatte man heimlich in einen Wäschewagen gestellt. Ich selbst wartete mit einem Blumenstrauß in der Rechten im Dunkel eines Torwegs, um auf ein verabredetes Zeichen vorzustürzen und den Broadway in größter Hast zu überqueren. Das Signal ertönte. Ich rannte los. Richtung Verkehrsschutzmann. Kaum hatte ich ihn erreicht, so schob sich zwischen mich und unsere maskierte Kamera eine Schar Kriminalpolizisten und blieb dort stehen. Sie erkannten zwar bald die Sachlage und räumten das Filmfeld, doch es war bereits zu spät. Eine Menschenmenge hatte sich inzwischen um mich, der ich mit meinen Blumen ganz betrübt dastand, gesammelt. Wir rückten ab, mußten aber eine halbe Stunde lang hin und her ziehen, bis es uns endlich gelang, unseren hartnäckigen Verfolgern zu entkommen.

# Das Perlenkollier.

Eines Tages findet die kleine Midinette, Lehrmädchen in einem Pariser Schneideratelier, beim Abräumen von Stoffhaufen, die auf der Ladentafel herumliegen, eine Perlenkette. Sie schaut sich die Perlen an, läßt sie durch ihre Finger gleiten, und es will ihr scheinen, daß die Perlen sehr kostbar sind. Sie zeigt ihren Fund den Kolleginnen. Die lachen sie aus: Echte Perlen, freilich, die gäbe es, aber die wären dann meist ganz klein, indessen, was die Midinette da in der Hand hielte, das wären ja riesige Kugeln, wie sollten die echt sein können!

Die kleine Midinette ist ihrer Sache noch nicht recht sicher. Sie nimmt die Kette mit nach Hause und reicht sie dort herum. Wieder hört sie, daß es sich nur um eine Imitation handeln könne. Ein kleines Fünkchen von Zweifel lebt trotzdem noch in ihrem Herzchen. Sie geht zum Juwelier. Der Juwelier zieht seine Lupe und seinen ganzen fachmännischen Verstand zu Rate und gesteht, daß er selten eine so wundervolle Imitation gesehen habe. Die kleine Midinette ist enttäuscht, aber auch beruhigt. Sie hält es für kein Unrecht, von einer imitierten Perlenkette nicht viel Aufhebens zu machen und sie als ihr Eigentum zu betrachten.

Einige Tage später forscht die Baronin Rothschild nach ihrem Perlenkollier im Werte von 1,2 Millionen Frank, das ihr bei Besorgungen, die sie in der Stadt gemacht hat, abhanden gekommen ist, und es stellt sich heraus, daß es das nämliche ist, das Fräulein Midinette gefunden hat. So wenigstens behaupten die Nachrichten, die durch die Presse gingen. Aber war es denn wirklich dasselbe, wiewohl es dasselbe war? Nehmen wir an, daß Fräulein Midinette und die Baronin Rothschild, die Finderin und die Verliererin, sich nicht getroffen hätten, daß sie aneinander vorbeigeirrt wären. Wäre das echte Perlenkollier der Baronin identisch gewesen mit dem Fund des Lehrmädchens? Wie sehr das Fräulein Midinette die Kette auch zur Schau gestellt hätte und wohin sie auch mit ihr gegangen wäre, niemand hätte die Perlen, die ja nur ein Lehrmädchen trug und die so unsinnig groß waren, für echt gehalten, und gewiß hätte sogar über den Grad der Gelungenheit der Imitation keine Einmütigkeit geherrscht. Sollte also in Fräulein Midinette, in den ersten Augenblicken des Glaubens an die Echtheit der Perlen, Zweifel an der Güte der Weltordnung aufgestiegen sein, die armen Lehrmädchen für ewig solche Herrlichkeiten vorenthält, so wird sie im zweiten Stadium ihres Erlebnisses erkannt haben, daß echte Perlen für Lehrmädchen völlig nutzlos sind, denn sie verwandeln sich am Halse der Armen augenblicklich in Imitationen. Und nur insofern wird das Problem für sie noch nicht geklärt sein, als sie nicht einsehen wird, warum die Baronin Rothschild eigentlich keine Imitationen trägt, wo die Echtheit eines Schmuckes ja doch keine Material=, sondern lediglich eine Personalfrage ist.

**Hans Bauer.**

# Musik im Freien in alter Zeit

Von Dr. Karl Blessinger-München,

Professor an der Staatlichen Akademie der Tonkunst.

Man hat heute beinahe vergessen, welch breiten Raum im musikalischen Leben unserer deutschen Vergangenheit das Musizieren unter freiem Himmel eingenommen hat. Mögen auch die klimatischen Verhältnisse es verhindert haben, daß die Musik im Freien sich so üppig entfalten konnte wie in südlicheren Ländern, so bietet sich uns doch ein reiches und mannigfaltiges Bild. Gesang und Instrumentenspiel traten in eifrigen Wettbewerb; seltener ist es, daß beide sich vereinigen. Bund gemischt sind die Kreise, die sich daran beteiligen, dementsprechend auch die verschiedenartigsten Zwecke, denen diese Freiluftmusik zu dienen hatte. Daß dabei der offene oder versteckte Bettel in besonders starkem Maße hervortritt, ist nicht zu bestreiten; aber im allgemeinen kann doch gesagt werden, daß der Bettel nicht ausschließlicher Hauptzweck gewesen ist; vielmehr hat unsere musikalische Kultur auch von dieser Seite her manche nicht zu unterschätzende Anregung empfangen.

Nur sehr bedingt können wir die fahrenden Spielleute des Mittelalters unter dem Gesichtspunkt der Art ihres Broterwerbs beurteilen. Mögen sie auch rechtlich als ehrlos gegolten haben, so war ihre Existenz doch eine kulturelle Notwendigkeit, und überall wurden sie mit offenen Armen willkommen geheißen. In der schönen Jahreszeit gehörte das Tanzen im Freien zu den beliebtesten Vergnügungen. Freilich war es dabei oft genug mit der Musik nicht zum besten bestellt. Der Chorus der Teilnehmer sang seine Tanzlieder, so gut es eben gehen wollte. Eine Belebung des musikalischen Teiles konnte nur von den Spielleuten ausgehen, die nicht nur mit ihren Instrumenten eine willkommene Abwechslung brachten, sondern auch als Vermittler neuer Lieder und Weisen eine beachtliche Sendung erfüllten. Freilich sanken dann im Laufe der Zeit die Spielleute teilweise zu reinen Bettelmusikanten herab, während die anderen als Stadtmusikanten in anderer Weise das Musikleben bereicherten.

Aber der Schritt vom Bettelmusikanten zum angesehenen Künstler war ehemals nicht so groß und schwer wie späterhin. Die Schule bildete das Verbindungsglied. Hier wurde die Musik mit großem Eifer gepflegt, zwar zunächst im Interesse der Kirche, dann aber auch, um Mittel zur Unterstützung armer Schüler, ja für die Erhaltung der Schule selbst zu gewinnen. Diesem Zwecke diente das Straßensingen, das noch vor 150 Jahren nicht ausgestorben und dessen bekannteste Form der Kurrendegesang war. Daneben ist das Straßensingen zur Weihnachtszeit sehr verbreitet gewesen, allerdings nicht ohne durch erheblichen Wettbewerb anderer Kreise beeinträchtigt zu werden, zu denen einzelne Zünfte wie die Leineweber, aber auch die Meistersinger gehörten. Den Vorrang einer weit überlegenen Kultur konnte jedoch den Schülerchören niemand streitig machen.

Mit dem Aufblühen der Instrumentalmusik tritt in unserem Bereiche der Gesang allmählich etwas zurück. Die Stadtpfeifer erscheinen im Freien allerdings nur bei Repräsentationsmusiken, bei Empfängen, Aufzügen usw., wo sie ihre Intraden zu blasen pflegten, das sind fanfarenähnliche Stücke festlichen Charakters, die aber doch von den echten Fanfaren der privilegierten Trompeter- und Paukerzunft erheblich verschieden waren. Die Turmmusikanten bildeten eine Gilde für sich. Das Turmblasen diente in erster Linie erbaulichen Zwecken; doch spielte man neben frommen Liedern auch heitere Stücke, vor allem von tanzartigem Charakter. Die schöne Sitte des Turmblasens ist heute von einem romantischen Nimbus umgeben. Aber die Praxis nahm sich weniger romantisch aus. Bei aller erstaunlichen Vielseitigkeit brachten es die Turmbläser nur zu einem recht handwerksmäßigen Musizieren, und wie armselig und gedrückt oft ihr Leben war, darüber haben wir aus derb humorvollen Schilderungen genugsam Kenntnis.

Natürlich war auch in Deutschland die Sitte des Ständchenbringens seit langem verbreitet. Die Studenten sind hier wohl mit ihrem Brauche des Gassatengehens (gassatim von Gasse mit lateinischer Endung) vorangegangen. Aber recht bald wurde dieser Brauch in militärischen Kreisen nachgeahmt. Schon aus dem 17. Jahrhundert haben wir Berichte darüber, daß den Offizieren eine „Schalmeyen- und Fagottmusik" präsentiert wurde, wenn auch nicht als regelmäßige Erscheinung. Von hier aus haben sich die noch heute beliebten Stand- und Parademusiken entwickelt. Daß auch an den Höfen dann und wann eine festliche Musik im Freien stattfand, ist eigentlich selbstverständlich. Das berühmteste Beispiel dafür — Händels Wassermusik — wurde zu einer Lustfahrt des englischen Königs auf der Themse gespielt.

Hier zeigen sich im Gegensatz zu den etwas derben Darbietungen der studentischen Ständchen bedeutsame Elemente höherer musikalischer Kultur. Der Gipfel dieser Ständchenmusik wird durch Verschmelzung kunstmäßiger und volkstümlicher Elemente erreicht, und zwar im deutschen Süden, vor allem in Wien. Das Schaffen unserer großen Meister der Tonkunst, eines Mozart, ja eines Beethoven ist nicht denkbar ohne jene köstliche Wiener Serenadenmusik, die edle Haltung, südliche Grazie und lebendige Volkstümlichkeit miteinander vereinigt und sich schließlich zu einer Höhe erhebt, die zu einer Steigerung der Gattung in höhere Formen und schließlich zu ihrer Verpflanzung in den Konzertsaal führt.

Was weiterhin an Musik im Freien sich in das 19. Jahrhundert hinüber gerettet hat, das sind nicht viel mehr als kümmerliche Reste gewesen. Die Romantik, die doch auch in der Musik sich mit Eifer der Pflege überkommener Werte zuwandte, versagte in dieser praktischen Frage. An die Stelle der fröhlichen Nachtmusik im Freien setzte sie die sentimentale Nocturne für den Salon, die bei aller Schönheit einzelner dieser Stücke doch ein lebensfremdes Gebilde bleibt und jedenfalls nicht dazu beigetragen hat, die damals schon gefährdete Einheit von Kunst und Leben wieder zu befestigen. Es ist fast eine Ironie des Schicksals, daß gerade heute, wo man die Romantik überwunden zu haben glaubt, von Würzburg ausgehend eine Bewegung eingesetzt hat, die sich eine Erneuerung der köstlichen Serenadenmusik der Mozartschen Zeit zum Ziele setzt.



## Bunte Chronik



* **Schadenersatz wegen Lebensrettung!** Juristen haben ab und zu schwere Nüsse zu knacken. Ist folgende Sache nicht ein komplizierter Rechtsfall? Die Pariser Schauspielerin Adrienne Druot fühlte sich eines Tages lebensmüde und entschloß sich, dies Jammertal zu verlassen. Die schöne junge Dame, die eigentlich gar keinen Grund hatte, sich unglücklich zu fühlen, setzte sich an den Schreibtisch in ihrer luxuriösen Wohnung und schrieb den ganzen Abend Abschiedsbriefe an ihre zahlreichen Freunde und Freundinnen. Dann legte sie sich ins Bett und nahm eine starke Dosis Veronal, die sie bei einem Apotheker auf einem der großen Boulevards der Weltstadt gekauft hatte, zu sich. Nachts fühlte sie sich recht elend und bekam starke Krämpfe. Die Krämpfe dauerten drei Tage an, jedoch blieb die schöne Adrienne am Leben und fühlte sich drei Tage später recht gesund. Die Sache war nämlich die, daß sich der Apotheker geirrt hatte und ihr statt Veronal eine starke Dosis Brechpulver verkauft hatte. Als die junge Dame in der Apotheke erschien und dem ehrwürdigen Herrn, der hinter dem Ladentisch saß, ihre Empörung aussprach, brachte er tausend Entschuldigungen vor. Damit wollte sich Adrienne aber keineswegs begnügen. Sie verklagte den Apotheker und verlangte einen Schadenersatz, weil, wie sie in der Klage behauptet, der Apotheker hr das Leben gerettet hatte, während sie den festen Entschluß hatte, zu sterben, weil die Medizin ihr drei Tage lang furchtbare Schmerzen verursachte und weil sie sich dadurch noch lächerlich gemacht hat. Ihre Briefe, so behauptet die Schauspielerin, müssen lächerlich wirken, da sie am Leben st. Und nichts fürchtet man in Frankreich mehr als lächerlich zu erscheinen. Wie wird das französische Gericht dieses komplizierte Problem nun lösen?

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.